

Buß- und Bettag

Am vergangenen Wochenende war ich auf einer Tagung mit Menschen, die ich seit Jahrzehnten kenne. Wir haben uns – wie alle Jahre – an einem Thema abgearbeitet und miteinander gerungen und dabei darauf vertraut, dass wir uns kennen und miteinander reden können auch wenn wir verschiedener Meinung sind. Dieses Jahr wurde es eng. Klimakleber, Hamasterror, Gaza ...

Wir erlebten schmerzhaft und hautnah, was von Carolin Emcke am Samstag in der Süddeutschen Zeitung so zu lesen war:

„Es gibt für diese Gespräche keine Abkürzungen. Wir müssen uns ihnen stellen, individuell und als Gesellschaft. Wir müssen bereit sein, einander zuzuhören, die Erfahrungen, die Schmerzen, die Argumente der jeweils anderen überhaupt wahrzunehmen. Das wird ungemütlich, das wird schwer. Wir werden dabei Fehler machen. Wir werden Worte sagen, die andere nicht verstehen, die verletzen, weil sie an frühere Erfahrungen rühren, von denen wir manchmal, in unserer Ignoranz oder Privilegiertheit, nicht einmal wissen. Wir werden alle lernen müssen, einander auch zu verzeihen, wenn mal der richtige Ton, der richtige Begriff verrutscht. Jene Gnadenlosigkeit, die allem, was sprachlich misslingt, was in der Geste scheitert, umgehend mutwillige Absicht oder menschenverachtende Ideologie unterstellt, schadet nur. Vielleicht werden Gespräche abgebrochen, vielleicht werden unsere Gegenüber oder wir selbst austreten wollen aus dem Raum, weil wir uns als nicht geschützt erleben. Und dann werden wir, hoffentlich, weiter sprechen, weiter ringen, um Argumente, um Anerkennung, um Verständigung....“

Das haben wir versucht.

Immer wieder. Innehalten. Neu starten. Weiter reden.

Der Schmerzpunkt, an dem das Gespräch vorläufig in Tränen endete, kam an einer unerwarteten Stelle. In eine erregte Debatte zu Israel und Palästina hinein, sagte eine Teilnehmerin: „Was wäre, wenn wir die letzte halbe Stunde statt zu diskutieren gebetet hätten?“

Es war eine ernste Frage. Es war, finde ich, eine berechtigte Frage.

Hätte das nicht am dringendsten Not getan?

Aber die Reaktion eines anderen war nicht nur barsch und verletzend sondern vielleicht auch bezeichnend für unsere je eigene Vorurteilsbeladenheit, die Grenzen unseres Vertrauens in unseren Glauben. Er sagte „Beten allein macht dumm“ ...

Später entschuldigte er sich. So hart habe er es nicht gemeint.

Und damit sind wir beim Buß- und Bettag.

Die Zerknirschung des Herzens – *contritio cordis* - die im Beichtsakrament dem Bekenntnis des Mundes – *confessio oris* – vorausgeht, kriegen wir noch ganz gut hin. Wir können benennen, was schiefgeht, was uns sorgt oder sogar Angst macht. Wir schaffen es meistens auch noch, zu bekennen, wo wir selbst nicht tun, was wir tun sollten und wollten, wo wir feststecken in unseren Blasen und Systemen. Und wir finden wohl auch dann und wann ins Gebet.

Aber trauen wir dem Gebet zu, unsere Wirklichkeit zu verändern? Beten wir, weil wir von uns selbst absehen können und Gott zutrauen, dass er all unsere Angelegenheiten zum Guten wenden kann, dass sein Friede unsere Erde wirklich erreicht?

Meister Eckart, ein mittelalterlicher Theologe und Philosoph, ein Mystiker, schrieb schon vor Jahrhunderten:

„Manche Leute wollen Gott mit den Augen ansehen, mit denen sie eine Kuh ansehen und

wollen Gott lieben, wie sie eine Kuh lieben. Die liebst du wegen der Milch und des Käses und deines eigenen Nutzens. So haltens all jene Leute, die Gott um äußeren Reichtums oder inneren Trosts willen lieben, die aber lieben Gott nicht recht, sondern sie lieben ihren Eigennutz.“

Das klingt streng und schmerzlich.

Und zwingt uns in die zweite Runde: Zerknirschung des Herzens und Bekenntnis des Mundes. Ja. Vielleicht ist das so. vielleicht fällt es uns unsagbar schwer, von uns selbst und unserer Wirksamkeit abzusehen und Gott alles zuzutrauen.

Oder mit der Losung über diesem Tag aus dem Hiobbuch: „Wie könnte ein Mensch recht behalten gegen Gott?“ Lukas mag das gehört haben und entscheidet sich: „Dann will ich mich aufmachen und zu meinem Gott gehen.“

Deshalb sind wir hier.